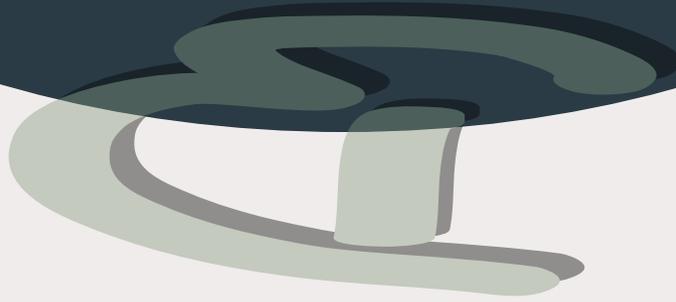


BLAUER SALON MÄRZ 2014



THEMA DES MONATS: LEBENS|MITTEL

GEWINNER DER MONATSWAHL JANUAR

LYRIK

anthrazit-tage von Niko

&

Der Tod hat keinen Körper von Klara

PROSA

Eine Art Rezension von pjesma

MOBILE

ungelichgewichte (eine traumverschiebung) im Zitalog von Flora

TÜPFELCHEN

Graffitiernst im Reisefaden 2014 von fenestra (Seite 2)

BUCHTIPP DES MONATS - DIESMAL VON CICERO:

“Meistererzählungen“ von Arthur Schnitzler

BRIEF NR. 21

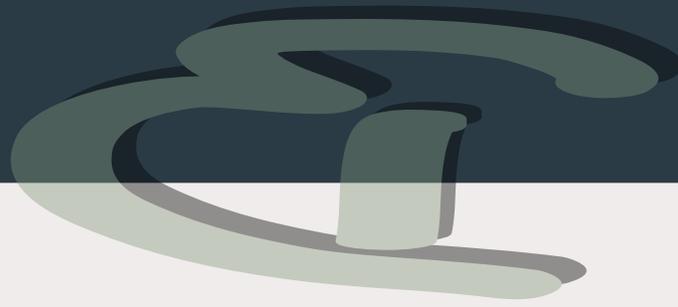
SALONSCHNIPSEL:

Eine kleine aber feine Zwischenmeldung zu unserem Wettbewerb Blaues Blatt:

Wir freuen uns über das rege Interesse. Bis zum Stichtag sind über 700 Beiträge bei uns eingegangen!



TÜPFELCHEN DES MONATS VON FENESTRA



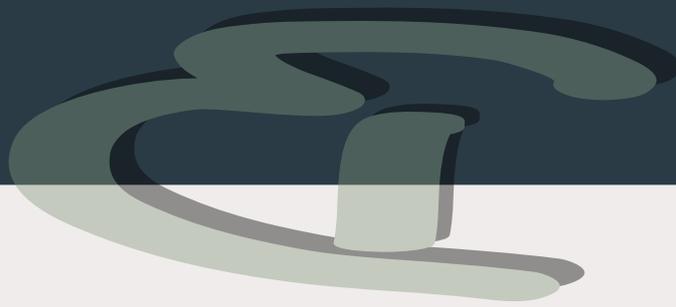
Liebesprotokoll 2 (SPATZENMULI)

Eine leckere Nudel ist nicht gleich einer leckeren Nudel, wie auch ein schlechter Mensch nicht gleich einem schlechten Menschen ist. Alles eine Sache der Perspektive.

Aus deiner, dir von der Umwelt aufgezwungenen Perspektive, ist eine Nudel etwas Kleines, Hartes, fast Plastisches, was klack macht, wenn es auf den Tisch fällt. Es kommt von irgendwo, gemacht aus irgendwas und sieht einem Playmobilstein ähnlicher als einem Lebensmittel. Man kann sie färben und anstatt einer verlorenen Mensch-ärgere-dich-nicht-Figur einsetzen. Du hast dich gesträubt, als ich versuchte deine Perspektive zu verändern und dir zeigte, wie man einen Teig zubereitet. Das erste Mal hast du unsere Nudeln nur mir zuliebe gegessen, mit dem steten Gedanken, dass da drinnen zwei eklige, glibbrige Eiweiße stecken und widerlich blutrote Dotter. Das zweite Mal erkanntest du, beim dritten Mal mochtest du sie. Später hast du mitgeknetet und ich erklärte dir den Unterschied zwischen Hefeteig und Nudelteig, indem ich einen mit einem weichen üppigen Mädchenbusen verglich und den anderen mit festtrainierten Männerpobacken. (Da warst du ja schon groß genug, um eines zu kennen und das andere zu bestreben.) Ich machte meine Bekanntschaft mit industriellen Nudeln erstmals bei Tante Ana. Alle meine Verwandten kneteten und wälzten ihren Teig. (Ich erinnere mich noch an das Beben des Tisches, als meine Mutter wieder mal für jemanden Hochzeitsuppennudeln wälzte und schnitt: Jede einzelne dünn wie ein Haar, mindestens einen halben Meter lang und gelb wie Gold.)

Aber nicht die Tante Ana, ihre zweitältere Schwester. Nicht dass sie es nicht konnte, sie wollte es bloß nicht. Es gab vieles, was Tante Ana nicht wollte, gerade weil alle es so und nicht anders taten. Die Begründungen für jede ihrer allgemein in der Familie verpönten Andersartigkeiten sind mir versteckt geblieben. Ich war noch zu klein, um sie zu durchschauen. Tante Ana war ein schwarzes Schaf, dennoch liebte ich sie innig und blieb gerne und regelmäßig ein paar Tage bei ihr, wenn meine Eltern zu beschäftigt waren mit dem was sie taten. Ich empfand ihre Andersartigkeit als wunderbar und quiekte vor Vergnügen bei der Ankündigung, dass ich zu ihr gebracht werden würde (unter der stummen Bewunderung und, ich bilde mir ein, es bemerkt zu haben, einem Hauch Berührtheit meiner Mutter). Woher konnte die Tante Ana es so gut mit Kindern, angesichts ihrer Geschichte?

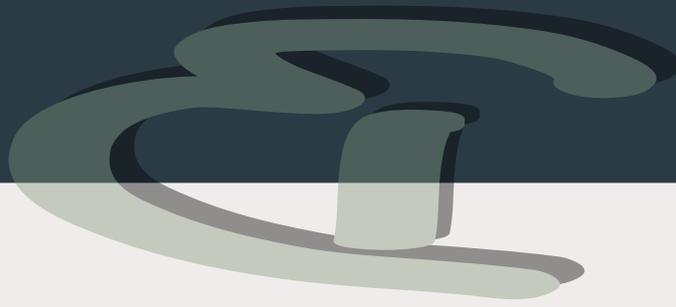
Den Satz hörte ich nicht selten und nicht nur aus einem Mund. Ich glaube, sie war an diesem Zeitpunkt ihres Lebens angewidert von der Hypokrise der Erwachsenen, die allesamt ihr inneres Kind verleugnet hatten zu Gunsten einer nicht hinterfragbaren Rechtschaffenheit und Moral.



Ich bekam bei ihr Buchstabensuppe, kleine Nashornnudeln und zu meiner Bewunderung, dass es sowas gibt, gar die ganz hohlen Nudeln, durch welche man pusten und, wenn sie schon genügend in die Soße eingetunkt waren, damit ganz viel Unheil veranstalten konnte, ohne dafür bestraft zu werden. Ich durfte bei ihr im großen Ehebett schlafen und mein Bedauern für ihren kleinen Mann, der ihr körperlich, geistig und auch muteshalber unterlegen war und während meiner Anwesenheit auf die Couch ins Wohnzimmer vertrieben wurde, schwand immer mehr mit jedem neuen Märchen und jeder Gruselgeschichte, welche sie mir mit geheimnisvoller Stimme und in vielen Tonlagen erzählte. Noch mal, noch mal, schrie ich. So aufregend wie es war, so sicher war es auch, sich in ihrem Bett zu gruseln. Danach knuddelten wir und beteten ein Vater unser, weil wir schließlich alle einem guten Katholikenstamm entsprungen. Aber da der Stamm manchmal zu gut und zu katholisch zu sein schien, brachte sie mir aus Jux und Tollerei, und um dem Rest der Rechtschaffenen geschickt eine auszuwischen und ihnen den Spiegel vorzuhalten, auch das Vater unser in der Sprache der Griechisch-Orthodoxen, der ursprünglichen Kirche meines Vaters, bei. Damit sorgte ich beim nächsten Familientreffen, bei dem ich stolz und laut verkündete, was ich auch noch konnte, für vergnügtes Gelächter, für ein schwer zu unterdrückendes Schmunzeln meines Vaters und ein betretenes Schweigen der Familie meiner Mutter. Ich lernte auch viele andere Dinge bei Tante Ana: auf einem Baumblatt mit dem Mund Musik zu machen. Buchstaben zu schreiben. Ich lernte, dass man einen Schmerz mit einem anderen Schmerz vertreiben kann, nämlich dass Tante Anas Rückenschmerzen verschwanden, wenn ich lange und gründlich auf ihrem Rücken entlang der Wirbelsäule lief. Ich lernte gar wie ein Arsch auf einen Eimer passt, da sie in einem Gemeinschaftshof wohnte und sich weigerte, mich auf das gemeinschaftliche Plumpsklo zu schicken, weil ich mir sonst noch „was holen“ könnte. Was ich mir „holen“ könnte, wusste ich nicht; was ich mir aber jedes Mal holte, als ich bei ihr übernachtete, war vom Kiosk an der Straßenecke ein neues, blankes Heft und eine Packung Filzstifte, für die mich die restlichen buntstiftmalenden und Dreck und Chaos nichtverbreitenden Cousinen beneiden durften.

Ich lernte bei Tante Ana keine Angst mehr vor dem Arzt und der Spritze zu haben, weil sie mir, jeden Tag zur selben Zeit, zeigte, wie man die Spritze und die Nadeln auskocht, wie man die Bauchhaut und das Fett (wie Hefeteig!) zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen hochhebt und die Nadel mit Insulin schräg, damit es nicht weh tut, hineinsticht.

Der Zucker war der Tante Ana nicht angeboren, nicht vererbt. Sie kam zuckerkrank aus dem Krieg heim. Ohnehin hatte sie im Krieg nichts zu suchen, war die allgemeine Meinung, obzwar es ihr dann schließlich doch eine Rente brachte



(wer hätte das denn wissen können?), aber sie floh von Zuhause, abenteuerlustig, ungehorsam, wild; war weiß-Gott-wo-alles und „holte sich“ von dort den Zucker. In milden Momenten mutmaßte die Familie, dass sie bestimmt keine leichten Zeiten erlebt hatte; in härteren schwang das Urteil mit, dass es ihr wahrscheinlich ganz recht geschah, weil: Sie holte sich nicht nur den Zucker, sondern auch einen ungewollt schwangeren Bauch und sie hatte damit als erste die zweifelhafte Ehre, den Familienruf mit einem Bastard zu schmücken. Sie selbst wollte ihn gar nicht zur Welt bringen, aber da die Sünde der Abtreibung schwerer wog als die Sünde des Bastardgebärens, brachte sie ihren Sohn mehr oder weniger gezwungenermaßen zur Welt, nur um einen Tag später aus dem Wochenbett zu springen und zu den Zuggleisen zu rennen, fest entschlossen ihn?, sich?, sich und ihn? vor den Zug zu werfen. Die Oma entriss ihn ihren Armen und zog ihn auf im Kreis aller anderen, liebte ihn abgöttisch und bevorzugte ihn vor allen Neidern und Tuschlern und lies niemals ein krummes Haar auf ihn fallen. Tante Ana ging wieder in die weite Welt und erschien erst viele Jahre später wieder auf der Bildfläche, den großen, fremden, düsteren Jungen ganz schwer ertragend und seinen Wunsch nach Offenbarung eines Vaternamens, irgendeinen, wenigstens ausgedachten, als lästig empfindend.

Sie heiratete diesen etwas minderbemittelten, aber recht lieben kleinen Mann, ließ ihre Launen an ihm aus, und distanzierte sich vom Rest der Familie, ausgenommen von den Kleinsten, die neue, saubere Kapitel waren (ganz neue blanke Hefte!) und die die Macht hatten, die Vergangenheit ungeschehen zu machen und ihr vergessenes, lachendes, albernes Wesen aus fernen Weiten ihrer eigenen noch ungetrübten Kindheit herbeizuschwören.

Tante Ana war kein schlechter Mensch. Es ist schwer zu sagen, ob sie eine industrielle Nudel war oder eine handgemachte. Sie glich niemandem und war zu eigen, um „industriell“ genannt werden zu können. Aber auch zu wenig perfekt, zu früh den Händen entglitten, um handgemacht zu sein. Vielleicht war sie ein Teigeck, ein unregelmäßiges Randteil, von dem sich in jedem Teigblatt ein paar befinden. Vielleicht war sie ein roter Filzstift, der seine Farbspuren durch zwei Papierschichten hinterlässt, bis hin zu dem dritten Blatt, auf dem nur noch ein winziges Pünktchen seines Rots ganz zaghaft erscheint ... du vielleicht? Ich weiß es nicht. Und jetzt: Das Nudelrezept. Das schreib ich dir nicht auf. Was hinein kommt, hast du gesehen. Wie es sich anfühlen muss, hab ich dir gezeigt. Das „Geheimnis“, dass das Wasser lauwarm sein muss, kannst du dir merken.

Dumm bist du nicht, woher auch. Leicht wirst du es auch nicht haben.

ERNST TAUCHT AB AUF DEN KANARISCHEN INSELN



FOTOGRAFIERT VON LISA